



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die großdeutsche Versammlung in Frankfurt a. M.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die großdeutsche Versammlung in Frankfurt a. M.

„Großdeutsch“ war bisher in Süddeutschland größtentheils ein Lob, in Norddeutschland beinahe ein Schimpfwort. Es ist jetzt aus der Bezeichnung einer bloßen Richtung zum Namen einer bestimmten politischen Partei geworden, dem die weitere Entwicklung der Dinge in Deutschland seinen Inhalt geben wird. Die Versammlung in Frankfurt, welche zur förmlichen Gründung und Organisation dieser Partei am 28. und 29. October abgehalten wurde, hat dazu bereits einen ersten Beitrag geliefert.

Die Elemente zur Bildung einer großdeutschen Partei lagen besonders im Südwesten verhältnißmäßig reichlich gehäuft. Wenn sie nicht so sehr verschiedener Natur gewesen wären, so hätten sie sich ohne Zweifel längst so gut zusammengefunden, wie die ihnen gegenüberstehende Nationalpartei. Aber kein positives Streben, sondern der bloße, bei dem Einen aus diesem, bei dem Andern aus jenen Motiven hervorgehende Widerwille gegen das abermals von einer mächtigen Partei repräsentirte Reformprogramm von 1849 verband diese Elemente. Zum Theil waren es Ultramontane, Particularisten und Reactionäre, die dem deutschen Volke weder Einheit noch Freiheit in irgend einem noch so bescheidenen Maße gönnten. Zum andern Theil waren es Demokraten, denen das Reformprogramm nicht weit genug ging, und die von seiner Vereitelung neue Chancen für eine deutsche Republik hofften. Es bedurfte einer längeren Dauer der Reformbewegung, bevor aus diesen beiden Hauptbestandtheilen sich eine geschlossene Partei zusammenfinden konnte. Jeder für sich aber, das fühlte man wohl, war der vorwärtsdringenden Reformpartei nicht gewachsen. Es mußte außerdem eine besondere Gunst der Umstände hinzukommen, um die Einen aus ihrer innern Abneigung gegen jede öffentliche Agitation, die Andern aus ihrem pessimistischen Schmoll- und Trozwinkel hervorzulocken. Diese Gunst der Umstände nun trat ein, als Preußen sich durch innere Wirren für längere Zeit unfähig zu machen schien, dem nationalen Bedürfniß irgend eine reelle Befriedigung zu bieten. Der Nationalverein hatte damit angefangen, seine Hoffnungen auf die Initiative der preußischen Regierung zu setzen; als das nicht ferner möglich war, mußte es scheinen, seine Thätigkeit sei überhaupt gelähmt. Gleichzeitig also mit der Verschlimmerung der Lage in Preußen be-

gannen sich die österreichischen Sympathien und die großdeutschen Tendenzen im westlichen Deutschland immer kräftiger zu regen. Auf dem deutschen Schützenfest hatten beide vor ihren natürlichen Gegensätzen einen gewissen Vorsprung voraus. Die Künstlerversammlung in Salzburg und der Juristentag in Wien wurden nicht ohne einigen Erfolg dazu benutzt, um die Blicke des deutschen Volks auf Herrn v. Schmerling, als auf seinen dereinstigen Retter aus Ohnmacht und Niedrigkeit zu lenken. Den identischen Notizen, die im Frühjahr die rein theoretischen Reformideen Preußens so trotzig zurückgewiesen hatten, folgte im Sommer ein Antrag Oesterreichs und seiner Genossen beim Bundestage, der eine praktische Gegenreform in Aussicht nahm. War das Angebot im Vergleich zu den Forderungen der Nation auch lächerlich gering, so schien es doch immerhin eine Art von Anfang zur Reform der Bundesverfassung, die Preußen sich begnügte als verbesserungsbedürftig anzuerkennen und in ihren Lebensäußerungen möglichst eng zu beschränken. Es mußte nun versucht werden, für diese Gegenreform eine Partei zu gewinnen. Die sorgsam ausgestreuten Keime mußten aufgehen. So wurde denn dem Abgeordnetentage gegenüber, mit dem die Nationalpartei eben ihren Stand zu befestigen suchte, eine großdeutsche Versammlung auf Ende October nach der Bundeshauptstadt ausgeschrieben.

Indessen hatte der Reformgedanke auch in der neuen Krise seine Kraft bewährt. Es gelang der ihn tragenden Partei auf ihren Zusammenkünften in Weimar und in Koburg, aus der unhaltbar gewordenen alten in eine neue feste und durch ihre eigene Stärke auch allein zu behauptende Stellung überzutreten. Sie verlor nicht bloß nicht an Terrain und Mannschaft, sondern sie verstärkte sich noch durch den nunmehr rückhaltlos erfolgenden Anschluß der bisher scheu zurückhaltenden schwäbischen Fortschrittspartei. Für die großdeutsche Versammlung war dies ein schwerer Schlag. Sie büßte damit die Aussicht ein, durch Hinzutritt eines so entschieden und anerkannt liberalen Körpers ihre im Allgemeinen sehr dunkle politische Farbe zeitgemäß zu erhellen. Als es feststand, daß von der württembergischen Demokratie höchstens ein versprengtes schwaches Häuflein in Frankfurt erscheinen werde, zog sich auch der größte Theil der Oesterreicher vorsichtig zurück. Der Versuch war offenbar mißglückt, die neue Partei zu annähernd gleichen Hälften aus Conservativen und Demokraten zusammenzusetzen. Der so leidenschaftlich geübte Hohn gegen die Kleindeutschen fiel jetzt auf die angeblichen Großdeutschen zurück, die trotz ihres Gegensatzes zu dem Weimarer Tage über den Kreis der Abgeordneten hinausgreifen mußten, um aus Preußen, Kurhessen und ein paar andern Staaten nur überhaupt Zutug zu erhalten, und deren Versammlung auch dann noch so vorwiegend aus einzelnen Gegenden von Deutschland beschiedt wurde, daß sie sich in dieser Beziehung zum Nationalverein ungefähr verhalten wie Bayern zu Preußen.

Ein Blick auf die Mitgliederliste weist dies sogleich näher nach. Zwar

wenn die ersten Kammern die entscheidenden Factoren unsers Staatslebens wären, so müßten neben Bayern auch Württemberg, Hessen-Darmstadt, Hannover, Sachsen und vielleicht selbst Baden als großdeutsche Territorien gelten. Aber wenn es vielmehr auf die gewählten Volksvertretungen ankommt, so ist nach Ausweis dieser Versammlung lediglich Bayern noch überwiegend in großdeutschem Besiz. Von Württemberg war Moriz Mohl mit einem halben Duzend Gleichgesinnter da, während die Führer der dortigen Demokratie sammt und sonders in Weimar gewesen waren. Aus Baden erschienen einige abgedankte Minister nebst einem einzigen andern Abgeordneten. Hessen-Darmstadt stellte, charakteristisch genug, eine starke Anzahl früherer Kammermitglieder, die bei den soeben vollzogenen Neuwahlen durchgefallen sind. Aus Nassau erschienen Regierungsmänner und Ultramontane, denen die nächsten Neuwahlen dasselbe Schicksal in Aussicht stellen. Aus Hannover hatten die Führer der Junkerpartei und die Mitglieder der Camarilla, die zugegen waren, ein paar Bauern aus der vom Grafen Borries gezogenen Schaar mitgebracht, die ebenfalls schwerlich wieder auf einem Landtage erscheinen werden. Sachsens zweite Kammer war anscheinend überhaupt nicht vertreten. (Durch einen einzigen Abgeordneten: Seiler D. Red.) Kurhessens Landesvertretung glänzte gleich der preußischen durch Abwesenheit; dagegen waren fast vollzählig die Junker erschienen, die früher in Kassel erste Kammer spielten. Von den 35 Millionen des außerösterreichischen Deutschlands mögen demnach ungefähr 5 oder 6 in Frankfurt repräsentirt gewesen sein.

In dieser Weise hat sich denn also hier der deutschen Whigpartei gegenüber, die in der großen Mehrzahl der Volksvertretungen dominirt, die deutsche Torypartei constituirt.

Die kleine Beimischung demokratischer Elemente, die es in Frankfurt unter 350—400 Anwesenden auf 20—30 Stimmen brachte, kann die Gesamtsfarbe kaum modificiren, und es ist daher die conservative Partei im Gegensatz zur liberalen, was am 28. October hier das Licht der Welt erblickt hat. Die Großdeutschen sind nicht allein der Bundesreform so abgeneigt, daß nur die äußerste Noth, die Gefahr, sonst ungleich mehr nachgeben zu müssen, sie zum Anerbieten mikroskopischer Reformen treiben kann; sie sind auch der Freiheit und dem Fortschritt so weit entgegen, als die Zeit nur irgend erlauben will. Aber freilich, die Zeit ist gegen diese charmanten Leute jetzt sehr hart und preßt Bekenntnisse von ihren Lippen, deren sie sich im Innern eigentlich schämen. Schon daß sie überhaupt aus allen Theilen Deutschlands zusammenkommen, ist gegen alle ehrwürdige Tradition. Und dann öffentlich tagen zu müssen! Welche Unbequemlichkeit für ritterliche Gedanken, auf ein skeptisches, wo nicht gar feindselig abgeneigtes Publicum Rücksicht nehmen zu müssen, bevor sie sich in hörbare Laute fassen!

Der erste Tag der Versammlung ging nicht vorüber, ohne den tagenden Junkern diese Schattenseiten einer nationalen Agitation empfindlich zu Gemüthe zu führen. Der ehrliche und in Allem fanatische Mohl, so vereinzelt er sich fühlen mußte, ließ es sich gleichwohl nicht nehmen, seinem Mißtrauen gegen die Tendenzen des ihn umgebenden Adels Worte zu leihen, gleichsam zur Rechtfertigung seines Erscheinens vor dem demokratischen Publicum daheim. Ein hannoverscher Junker, Schatzrath v. Kössing, nahm die Herausforderung zwar feck genug, auf; aber sein württembergischer Standesgenosß v. Barmbüler belehrte ihn alsbald durch begütigende Ablenkung, daß dies nicht der Ort sei, um Interessen des Adels zu vertreten. Mohl behauptete nicht allein seinen Stand, er wurde auch nachher noch mehr als vorher mit einer Aufmerksamkeit behandelt, die deutlich zeigte, welchen unendlichen Werth man auf seine Theilnahme legte.

Aus ähnlichen Beweggründen ging das Verfahren hervor, das man gegen den berühmtesten Besucher der Versammlung, gegen Heinrich von Gagern beobachtete. Daß er da sein werde, war nach seinem Fiasco in Weimar allerdings nicht sehr überraschend mehr. Aber ob er selbst mit der Erwartung nach Frankfurt gegangen ist, als Mitbegründer einer großdeutschen Partei heimzukehren, wird man vielleicht noch bezweifeln dürfen. Er kannte ja ohne Zweifel die grundsätzliche Abweichung seines Standpunktes von dem der Entrepreneure. Er wußte, daß sie zusammenkämen, um die Reichbergischen Delegirten flügge machen zu helfen, von deren Fluge er sich schlechterdings nichts versprechen konnte. Warum ließ er sich also in den Ausschuß zur Entwerfung der Statuten eines großdeutschen Vereins ziehen, der doch das unannehmbare Programm nur zu verwirklichen bestimmt sein konnte?

Herr v. Wydenbrugg freilich wußte wohl, was er that, als er vom Bureau herab hinter dem berühmten Redner der Versammlung heftig zuwinkte, sich zu seiner Bewillkommnung von ihren Sizen zu erheben. Herr v. Barmbüler wußte es, als er den ersten Platz im Statuten-Ausschuß für Herrn v. Gagern offen hielt, und die ganze Versammlung verstand mehr oder weniger ihre Acquisition zu schätzen, indem sie gewohnheitsmäßig wohl einmal auch da applaudirte, wo das ehemalige Haupt der Gothaer den Gedanken rechtfertigte, zu dessen Bekämpfung man zusammengetreten war. Er rechtfertigte ihn allerdings nur für die Vergangenheit, nicht für die Gegenwart. Der Gedanke der preussischen Spitze ist Herrn v. Gagern zufolge richtig gewesen, als er noch erst in kleinen Kreisen begriffen und gewürdigt wurde; er ist falsch, seitdem Millionen sich mit der Ueberzeugung durchdrungen haben, daß nur auf diesem Wege Heil für Deutschland sei. Hat etwa die Bekehrung der demokratischen Partei im ganzen deutschen Norden zu diesem Gedanken dessen hauptsächlichsten Urheber stuzig gemacht? Aber die constitutionelle Partei hat ihn darum doch nicht aufgegeben;

und indem Gagern sich den Großdeutschen anschließt, muß und will er doch auch mit Demokraten zusammengehen — ganz abgesehen davon, daß die Demokraten seit 1849 so gut gelernt und vergessen haben wie die Constitutionellen.

Oestreich, sagt Gagern, hat sich im Gegensatz zu früher jetzt in eine Lage versetzt, die seine Aufnahme in den engsten Bund mit dem neugestalteten Deutschland ermöglicht; es ist ein Verfassungsstaat geworden, es gibt jetzt wenigstens eine ideale Grenzlinie zwischen seinen deutschen und nichtdeutschen Landestheilen zu, die deutsche Gesinnung ist ihm ungleich lebendiger als vor dreizehn Jahren. Aber das Letztere ist eine allgemeine Erscheinung, die von Preußen in bei Weitem höherem Maße gilt; die „ideale Grenzlinie“ hat bis jetzt kein Leben außer als Versprechen in einer einzigen diplomatischen Note, und stößt sich an der noch neulich wieder für unantastbar erklärten Februarverfassung; die Form endlich, in der Oestreich zum Verfassungsstaat geworden ist, ist diejenige des mit einem deutschen Bundesstaat unvereinbaren Gesamtstaats. Alle alten und neuen Gothaer bis auf Herrn v. Gagern folgern daher, daß wir in allem Wesentlichen noch durchaus auf demselben Flecke stehen wie 1849. Das Gagernsche Programm hat seine Beweisraft für Niemanden verloren außer für das Brüderpaar, dessen Namen es trägt.

Die Bewegung von 1848 und 49 hat allerdings wenigen Familien so übel mitgespielt wie der Gagernschen. Den charaktervollsten und politisch bedeutendsten der Brüder raffte schon ihr erster Ausbruch hinweg; die anderen beiden haben innerhalb ihrer Partei wohl am schwersten daran getragen, daß Preußen sich damals seiner historischen Mission so kläglich versagte. Obwohl über die Vereitelung ihres praktischen Ideals durch nichts als die Schwäche der regierenden Berliner Kreise tief empört, waren sie doch nicht sofort auch entschlossen, ihren Glauben an Preußens Zukunft aufzugeben. Aber was der Schmerz des Augenblicks nicht erzwang, das erschlich sich die langsame Reife bisher zurückgedrängter entgegengesetzter Sympathien. In den Gagerns war von jeher ein doppelter Zug; es muß als ein Sieg des politischen Verstandes über das Gemüth gelten, wenn sie sich 1848 fast von Unbeginn an für Preußen entschieden. Als dann die Rechnung des Verstandes doch getrogen hatte, schlug die Neigung des Herzens natürlich um so gewaltfamer und unwiderstehlicher, wenn auch allmählig vor. Max, der jüngere Bruder, war schon vor 1848 zur katholischen Kirche übergetreten*). Noch nach der Katastrophe von 1849 aber war er bereit, seinen Platz in Wiesbaden mit einem ebenso bescheidenen Posten in preussischen Diensten zu vertauschen. Preußen aber verschmähte ihn, und Oestreich zog ihn in seine deutsche Kanzlei. Die Folge war, daß Heinrich von Gagern seine Söhne ins östreichische, nicht ins preussische Heer stellte.

*) Heinrich, der ältere, läßt wenigstens seine Kinder katholisch erziehen.

Das Kriegsjahr 1859 kam: alle Gagerns glühten für Deutschlands Theilnahme am Kampfe an Oestreichs Seite. Damals wird es gewesen sein, wo sich in Heinrich v. Gagerns Seele*) der Uebertritt auf seinen jetzigen Standpunkt definitiv vollzog. In Weimar hat er ihn ausgesprochen: östreichisch-preussische Centralgewalt, geeinigt durch den Druck eines deutschen Parlaments; und da er dort schlechterdings gar keinen Anklang fand, sondern auf lauter Anhänger seiner eigenen alten Richtung traf, so ging er nach Frankfurt, um, vielleicht mit einigem Widerstreben, die großdeutsche Partei organisiren zu helfen. Eine tragische Conversion! psychologisch freilich sehr erklärlich, aber doch eine starke Probe für die Pietät vor einem achtungswerthen Charakter. Wir betrachten diese Befehung als eines der schmerzlichsten Opfer, die uns der erste verunglückte Anlauf zum nationalen Staat gekostet hat.

H. v. Gagern, der die Reformanträge der acht Regierungen für noch nicht reif zur Beurtheilung erklärt wissen wollte — in Weimar freilich hatte er sie reif gefunden, aber für ein Verdammungsurtheil —, erlangte in Frankfurt kaum ein Duzend Anhänger unter 3—400; und M. Mohl, indem er der Delegirtenversammlung ein nationales Parlament gegenüberstellte, hatte nur ungefähr zwei Duzend Gesinnungsgenossen. So stark war die Mehrheit für einfache Unterstüzung des östreichisch-mittelstaatlichen Reformprojects. Die Faiseurs der Versammlung, wohl begreifend, daß eine schwache Mehrheit so viel bedeuten werde wie eine Verurtheilung, hatten alle Künste aufgeboten, um die Bildung einer starken und geschlossenen Minderheit zu vereiteln. Der vorbereitende engere Ausschuß ist deshalb nie bekannt geworden; man kann bloß vermuthen, daß v. Wydenbrugl, Fröbel, v. Barnbüler, Weis, v. Lerchenfeld u. s. w. in ihm nicht gefehlt haben. Ebenso geheim hielt man selbst den früh eintreffenden unbekanntem Theilnehmern das vorzulegende Programm und die Namen der Eingezzeichneten. M. Mohl half sich daher so gut er konnte, als er sein Gegenprogramm rechtzeitig veröffentlichte. Aber wer von weniger blindem Preußenhaß getrieben wurde, der sah leicht, daß er Gefahr lief, sich als leidender Theil in eine schlau abgekartete Komödie verwickeln zu lassen. Als man dann seiner Sache hinlänglich sicher war, wurden die Eingefangenen mit der schmeichelhaftesten Courtoisie behandelt und erhielten die Ehrenplätze. Ja, nachträglich scheint man sogar nicht abgeneigt, die Rothesten der Rothten zu dem fertigen Programm heranzuziehen, vorausgesetzt nur, daß sie Preußen so rechtschaffen hassen wie Moriz Mohl und der Freiherr v. Lerchenfeld.

Herr v. Lerchenfeld hat übrigens in Frankfurt vor der Welt die Rolle nicht gespielt, die man ihm zutraute. Die Zuhörer, selbst die voreingenommenen,

*) ermutlich durch Einwirkung des Wiener Bruders, der schon früher in wichtigen Fragen für ihn gedacht, ihm vorempfunden haben soll.

fanden ihn weder beredt noch geistreich. Die kleine Schnur von Gedanken, die er abwickelte, kannte man schon zum Ueberdruß aus der Allgemeinen Zeitung und dem Nürnberger Correspondenten. Er scheint nicht berufen, der Bannigste des „deutschen Reformvereins“ zu werden. Die nöthige Gewandtheit und äußerliche Stattlichkeit hätte Herr v. Barnbüler; aber es scheint, er ist gleich dem ehemaligen weimarischen Minister v. Wydenbrugk, der jetzt in München lebt, allzu geschmeidig. Einen Mann, der Charakter und Würde mit hinlänglichem Talent verbände, scheint man in „Großdeutschland“ noch nicht aufgetrieben zu haben.

Zum eigentlichen Redner der Gesellschaft hat sich der großdeutsche Held des Schützenfestes, Professor Wildauer aus Innsbruck emporgeschwungen. An Anlagen fehlt es ihm nicht; aber sie sind im Treibhause gereift. Die tendenziösen Ovationen und Decorationen, denen er zum passiven Object zu dienen hatte, haben dieses noch junge Gefäß bis an den Rand mit Eitelkeit und Selbstbewunderung erfüllt. Er hielt natürlich, statt sich gleich Hinz oder Kunz in die Debatte zu mischen, eine „große Rede“, und zwar vorsorglich erst am zweiten Tage, wo er und die Hörer wärmer geworden waren. Wie man ihn dann mit dem schon obligat gewordenen Beifall empfing, ließ er sich verleiten, die Gründe des Bravorufens selbstgefällig zu seciren. Dann kamen die studirten Phrasen — so sehr studirt, daß er die letzte pathetische Variation ganz mechanisch mit klanglos gesunkener Stimme vortrug. Das machte selbst diese willigen Bewunderer stutzig. Sie begleiteten ihn nicht länger mit ihrer lauten Zustimmung, als er sich nun so weit vergaß, die Redner des ersten Tags der Reihe nach in stinkende Weihrauchwolken zu hüllen — in lauter eitlen Gemeinplätzen zu versichern, daß er und seine Freunde das wahre Salz der Erde seien. Die Versammlung fand ihren Enthusiasmus erst wieder bei den Anzüglichkeiten, welche etwas später auf den Nationalverein geschleudert wurden, der die in allen Herzen lebende großdeutsche Idee aus vielen herausgeredet, ja hinausgelogen und hinausgeschwindelt habe! Stürmischer Beifall folgte diesem Kraftspruch, während die Stimme des Erlanger Professor v. Scheurl, der den Gegnern gleiche Vaterlands- und Freiheitsliebe vindicirte, in Schlusrufen erstickt ward. Ueberhaupt konnte man sehen, daß, wenn Geheimräthe, Rittergutsbesitzer und Geistliche in Masse zusammenkommen, es eben auch eine Masse ist. Die Frankfurter Versammlung benahm sich in ihren unwillkürlichen Aeußerungen nicht vernünftiger, als ein Haufe demokratischer Handwerker oder Bauern auch.

Das reactionäre geistliche Element, katholisches wie protestantisches, hatte natürlich nicht formell ausgeschlossen werden können. Aber man hielt es vorsichtig im Hintergrunde. Auf der Einladung figurirte weder Hofrath Buß, noch Herr v. Andlaw, die doch beide nur Laienbrüder des Ultramontanismus

sind; und daß Herr Onno Klopp, der in seiner Heimath genau denselben Ruhm hat, einen Platz darauf gefunden hatte, war offenbar ein bloßer Mißgriff der weniger geriebenen hannoverschen Junker, für den ihre süddeutschen Vettern nicht verantwortlich zu machen sind.

Auch in der Versammlung und bei den verschiedenen Wahlen ließ sich durchfühlen, wie sehr die Lenker sich vor der öffentlichen Erscheinung dieser Bundesgenossen fürchteten. Sie hätten sicherlich viel darum gegeben, wenn sie auch dem Pfarrer Micheltis aus Münster, den man schon aus dem Kölner Kirchenstreit kennt, ein Schloß hätten auf den Mund legen können. Denn da doch Preußen noch nicht aus Deutschland hinausgeworfen ist, welchen Eindruck soll es machen, wenn ein Preuße die Frechheit hatte, seine Rede ganz vergnügt mit dem Sage zu beginnen: „Ich bin ein Preuße — na, ziehen Sie nur keine Gesichter!“ oder wenn er den großdeutschen Verein, der jetzt endlich in die sündige Welt kommt, als „den guten Genius Preußens“ bezeichnet? Da wären die beiden Reichensperger doch zehnmal willkommener gewesen, als so ein ultramontaner Kaplan, aus dem das innere Feuer unaufhaltsam hervorbricht.

Die Bildung einer deutschen Torypartei ist im Ganzen unlegbar ein Fortschritt unseres politischen Lebens. Schon an sich ist sie eine Huldigung für die Idee der nationalen Einheit; und indem sie mit einem noch so armseligen Reformbekenntniß auftritt, ist sie zugleich eine Anerkennung des so lange geleugneten Bedürfnisses der Reform. Den Anhängern der wahren Reform verschafft sie den Vortheil, daß ihre Feinde nunmehr auf einem einzigen Punkte alle zu treffen sind. Endlich aber dürfen wir auch wohl erwarten, daß die Nothwendigkeit öffentlichen Auftretens und Handelns auf diese Virtuosen der Politik der Höfe und der Beichtstühle ihren erziehenden Einfluß nicht verfehlen werde, wie sie sich ja auch schon in Frankfurt vielfach liberaler geriren mußten, als ihnen ums Herz war. λ.

General Wilhelm von Willisen.

Nach Auszügen aus den Tagebüchern desselben.

4.

Nachdem Willisen die Stellung bei Idstedt eingenommen, beschäftigte er sich zunächst damit, die Truppen zu üben (was bei deren eiligem Zusammentreten sehr nöthig war) und die Position zu studiren und zu verstärken, so viel dies die beschränkten Mittel und die kurz gemessene Zeit zuließ. Man nahm einige Stauungen vor der Front vor und errichtete einige kleine Schanzen bei Wedelspang, Idstedt und Solbro; aber was die Stellung hier an Stärke